

Der Zinsgroschen

Autor(en): **E.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 13

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637848>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vollem Verstande aufzugeben, hielt mich zurück. Der Regen ließ nach. Ich sah, daß ich ganz in der Nähe des Wjß'schen Geschäftes war, und ein trotziger Gedanke trieb mich, das Unmögliche zu versuchen. Fortgeschickt werden, habe ich heute gelernt, und gelingt auch dies nicht, so ist wenigstens alles gründlich zu Ende. Mit dieser Erwägung trat ich, die leeren Fäuste um mir Mut zu machen geballt, in den großen Laden und frug nach der offenen Stelle.

Man führte mich eine Treppe hinan in das Privatkontor des Chefs, wo mich Herr Wjß, ein dunkelblonder älterer Herr mit Vollbart, empfing. Als er mich mit seinen hellen durchdringenden Augen ansah, ach, wie wünschte ich mir da, mich nie vor ihn gewagt zu haben.

„Wo sind Sie bis jetzt gewesen, Fräulein?“ frug er.

„In einer Fremdenpension“, antwortete ich flüsternd.

„Ja“, sagte er, „da sind Sie hier wohl auf dem Holzweg, ich suche eine erstklassige Weißnäherin.“

„Ich habe das Weißnähen erlernt und alle Wäsche für die Dame und für den Haushalt genäht; wenn Sie es einmal mit mir versuchen wollten?“

„Und Ihr Zeugnis?“

„Ich habe keines, aber ein Probestück könnte ich Ihnen sogleich anfertigen.“

„Warten Sie einen Augenblick!“ und er nahm sein Handtelephon: „Wie geht's mit der Neuen? Ist nichts? Wieder nichts? Also fort damit! Hier meldet sich ein Fräulein, ich will es Ihnen herbestellen. Ich werde es mit Ihnen versuchen“, wandte er sich mir zu, „Sie sehen ja ganz affurats aus, und mit vorzüglichen Zeugnissen haben wir jetzt zweimal Pech gehabt. Die allererste Hauptsache ist mir die Affuratesse, — Probestück hin oder her, gelegentlich kann sich jede Näherin einmal zusammennehmen, aber immerwährend bei der Sache sein, das können die wenigsten. Und darauf allein kommt es mir an; es muß aus meinem Geschäft ein Stück so exakt geliefert werden wie das andere.“ Er überlegte: „Heute können wir die Näherin nicht mehr entlassen, also kommen Sie übermorgen um acht, und melden Sie sich bei der Direktrice, Fräulein Zollinger. Sie wird Ihnen Arbeit geben und dann bald sehen, ob Sie sich überhaupt für uns eignen.“ (Fortsetzung folgt.)

Stimmungsbilder von einer Adriafahrt.

Vom B. Stumpf-Brand.

Ein Schwelgen ohne Unterlaß in Licht und Farbe seit dem Auslaufen der „Ljubljana“ im ersten Sonnenstrahl des jungen Jahres. Jetzt aber, um die zweite Nachmittagsstunde wird die Schaulust zur Quelle ekstatischen Glückes. Die Sicht ist so unwirklich, so märchenschön, daß ich mir an die Sterne greife, mich zu vergewissern, ob die seltsam fremde Herrlichkeit ein Traum sei oder das Gebilde einer überhitzten Phantasie. Nein, sie sind, die runden, föhrengrünen Kuppen, die aus den Fluten tauchen wie die sieben Berge der sieben Zwerge und dahinter nochmals sieben höhere Berge, dunkler blauend, mit weißen, spigen Zuderhütchen. Ostwärts, gegen das Festland, ein sinnbetörendes Streifengewebe aus Silber und Blau in allen Tönen; die gelbe Wellenlinie der Uferfelsen geht harmonisch über in

das frühlingszarte Grün der Seestrandkiefern. Hoch darüber, in täuschender Nähe, zaden uniridische weiße Mondberge. Ueber ihre Sättel drohen schwarze Gipfel eines fernen Schattenlandes. Ein Kranz von Rosenwölllein säumt den Himmelsbogen, der blaut in so wunderbar beseligender Tiefe, als wäre dort, gerade dort die Heimat der Erlösten.

Westwärts schillert leichtgeträufeltes Meer um den langen vertikal gewellten Rücken einer dunklen Insel. Delphine tauchen auf und unter, und drei Möven silbern in der Sonne. Von meinem Sonnensitz auf der Kommando-Brücke sehe ich kein menschliches Wesen. Allein! Allein mit Gott und seiner lichtdurchwirkten Schöpfung. —

Die Sonne sinkt. Der Lauf des Schiffes zeichnet sich als schnurgerade grüne Wasserstraße. Rechts und links davon perlmuttert das Meer. Im Westen hebt sich aus flüßigem Silber eine Insel, ein Riesenhai mit goldenem Kopfe, samtschwarzem Rücken und violetter Schwanzfloße. Dunkle zackige Berge schließen sich südwärts zu einem engen, düstern Fjord. Gegen Morgen trennen weiße Felsenufer die abgründigen Wasser von Palmen, blauem Rosmarin und üppigen Rosengärten, und aus andächtig stimmenden Zypressenhainen laden Gotteshäuser ein zum Beten. Ein Dörfchen ruht im Schatten immergrüner Eichen, Edelkastanien und Manaeschen. Oleander, Tamarisken und Ephedren säumen einen tiefgebetteten Wasserlauf. Ueber sanften, roten Berglehnen türmt sich wild zerrunzelter, nackter, jetzt scheinbar feuersprühender Fels. Darüber steht auch der Himmel in Flammen. Eine schmale, steile Zickzackwegspur endet hoch oben in einer brennenden Wolke. Dämonisch, schaudererregend ist dieses Abendglühn!

Wohlthuender in seiner Ruhe ist der Blick rückwärts, wo zwischen lüchtem Gewölk blaue Himmelsaugen grünen aus weiter, weiter jenseitiger Ferne. Dort, wo die Sonne sank, breitet sich eine verheißungsvolle, überirdische Helle.

Gelbe Lichter flattern über weiße Willen und werfen lange zitternde Goldreflexe auf den schwarzen Wasserspiegel. Am Berghang geistert der Scheinwerfer eines fliehenden Autos. Seltsam scharf zeichnen drei Kirchtürme ihre schlankte Weiße auf dunklen Föhrenwald. Dahinter steht schwarz eine beklemmend hohe senkrechte Felswand. Suchend geht der Blick noch höher und haftet wie erlöst am Glanze zweier Bruderwandelsterne dieses Winters: Mars und Jupiter. Meerwärts verhüllendes Dunkel. Wasser und Inseln sind eins geworden unter dem schwarzen Mantel der Nacht. Nur ins rauschende Kielwasser wirft die schmale Mondschiffel bisweilen zackige Blicke. In ruhigem Gleichtakt atmen die Maschinen und die Wellen rauschen ihre alten Ewigkeitslieder. —

Immer tiefer fahren wir in die Nacht. Wie findet unser stolzes Schiff nur den Weg in diesem finstern Insel- und Klippengewirr? Ah! Dort, im undurchdringlichen Nichts leuchtet plötzlich ein weißes stetes Licht, rot blüht es drüben auf, grün der Küste zu. Leuchttürme und Sterne weisen der „Ljubljana“ sichere Bahn.

Und uns? Durch die nachtdunklen Wirrnisse des Lebens führt ewiglich der, der die Wega und den Sirius entzündet, und einer, der von sich sagen durfte: ich bin das Licht. —

Der Zinsgroschen.

Eigentlich war's kein Zinsgroschen, sondern ein Steuer-groschen, um den sich das Streitgespräch Jesu mit seinen Gegnern drehte. Im Jahre 6 n. Chr. war Judäa ganz von der römischen Verwaltung durchdrungen worden. Das rö-

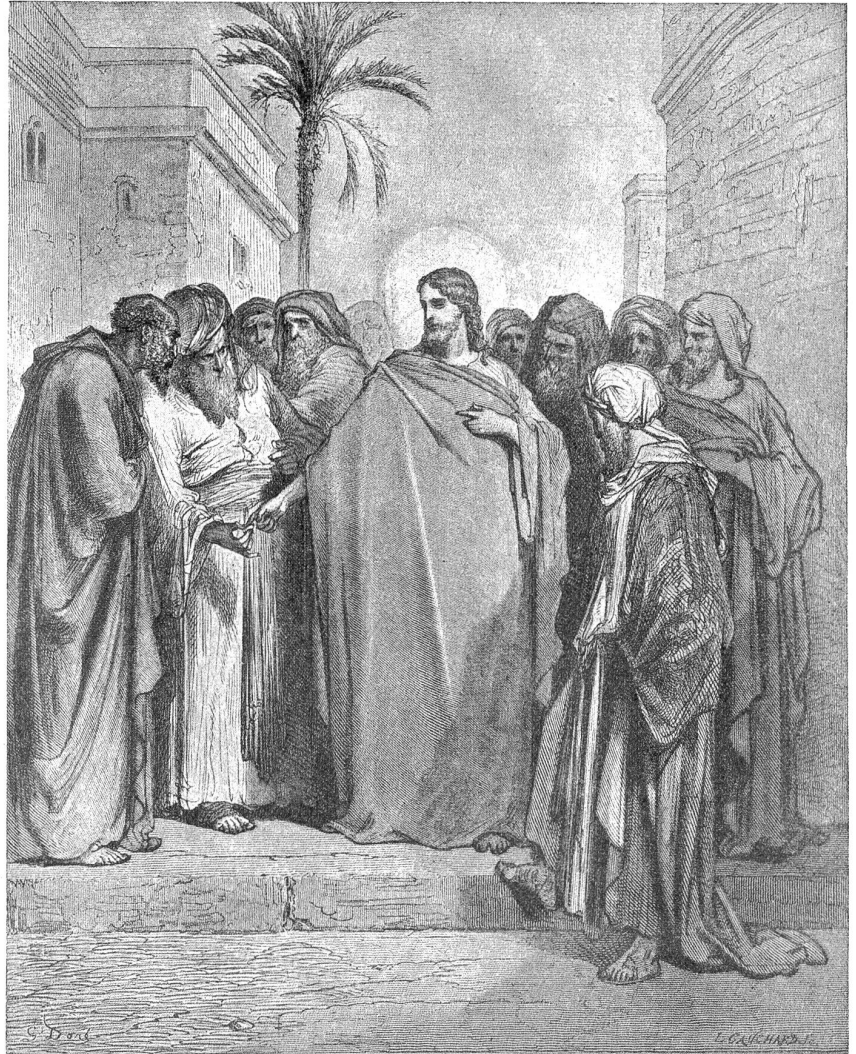
mische Geld wurde gesetzliches Zahlungsmittel, und die Juden mußten jährlich eine Kopfsteuer in dieser Währung abliefern. Auf den Münzen aber war das Bild des Kaisers. Und damit war in jeder zirkulierenden Münze eine Gesetzesübertretung für den frommen Juden gesetzt; denn der sollte sich kein Bildnis noch Gleichnis von irgend etwas am Himmel oder auf Erden machen. Die Empörung gegen diese Kopfsteuer war groß, und es war für Jesus ein sehr gefährlicher Moment, als er gefragt wurde, ob diese Kopfsteuer recht sei. Sagte er Nein, so konnte er bei den Römern denunziert werden, sagte er Ja, so konnten die Patrioten und Nationalisten Kapital aus seiner Antwort schlagen und ihn als Gesetzesübertreter und Römling verdächtigen.

Jesus sagt nun aber weder Ja noch Nein. Und zwar nicht etwa, weil er ein gewiegter Diplomat gewesen wäre. Sondern er erkennt die ganze Situation gründlicher als seine Feinde. Er sieht, wie sie sich wohl darüber entrüsten, Kopfsteuer bezahlen zu müssen, wie sie aber im übrigen trotz der Gesetzesübertretung gerne soviel als möglich von diesen römischen Münzen mit dem Bild des Kaisers anhäufen. Er sieht, wie diese frommen Nationalisten das Gebot Gottes hemmungslos genug übertreten, wenn sie römisches Geld einnehmen können, wie aber der liebe Gott sofort von ihnen angerufen wird, wenn sie Steuern bezahlen sollen und wenn sie ihn an den Wagen ihres Nationalismus anspannen können. Jesus sucht selber in seinen Taschen vergeblich nach einer solchen verpönten Münze, aber die Gegner tragen diese Münze bei sich und können ihm sofort auf seine Bitte hin eines der verpönten Geldstücke vorweisen.

Und wie sie ihm nun diesen Denar mit dem Bild des Kaisers vorweisen, ist für ihn die Antwort auch gegeben. Er hat sie nicht gesucht, um schlagfertig mit seinen Gegnern fertig zu werden. Er hat sie nicht schlau konstruiert, um aus der gefährlichen Situation heil davon zu kommen. Sie ergibt sich ihm, indem er der Wahrheit Ausdruck gibt.

„Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist.“ Das heißt: Der Kaiser will von euch ja nur Geld. Er will nur einen Teil des Geldes zurück, das er euch als Tauschmittel für euren Handel zur Verfügung gestellt hat. Gebt es ihm ruhig. Aber gebt auch Gott, was Gottes ist. Die Krämer und Wechsler im Tempel sind eine größere Gesetzesübertretung und Lästerung als diese Münzen mit dem Bild des Kaisers. Eure Eier, mit der ihr diese Münzen anhäuft, ist größere Sünde als die zwangsweise Aufnahme in den römischen Währungsblock. Und was ihr als Zins dem Arbeitenden abpreßt, ist ärgerer Diebstahl, als was der Kaiser euch an Steuern abnimmt. Er sorgt wenigstens für Ordnung im Lande. Er wacht darüber, daß die verschiedenen Spielarten eurer nationallistischen Parteinungen einander nicht zerfleischen können. Er baut euch Straßen für euer Geld.

Man pflegt Jesu Antwort heute gerne zu zitieren, wenn man den Staat aus irgend einer bedenklichen Situation herausheben will. Die Antwort, die Jesus den Nationalisten gegeben hat, wird heute gerade von den Nationalisten mißbraucht, um ihre Ansprüche damit zu verteidigen. Wo die Vergötzung des Staates betrieben wird — und die geschieht ja immer mit Hilfe der „Religion“,



Doré: Der Zinsgroschen.

nicht des wahren Christentums —, wo man aus Gesetzen wie der Wehrpflicht, die durchaus etwas Zeitliches, von Menschen Geschaffenes und durch Menschen wieder Aufhebbares sind, ewiggültige Gesetze machen will, vergreift man sich gerne an dieser Antwort Jesu und macht daraus so ein Religionswort. Und der Gott, der schließlich auch noch empfangen sollte, was ihm gehört, wird zum Nationalgott, der dadurch, daß man ihn zum Nationalgott, zum Gott der Schützenfeste, der Goldwährung, der Waffenlieferungen ins Ausland und des Zinses gemacht hat, ja bereits alles empfangen hat, was er zu fordern berechtigt ist. Denn gibt es eine größere Ehre als der Nationalgott eines tüchtigen, wahrhaften und geschäftsfundigen Volkes zu sein?

Gegen einen solchen Mißbrauch seines Wortes würde sich Jesus aber mit aller Macht wehren, wenn er heute unter uns lebte. Er hatte sein Volk lieb, aber die Geschäftspatrioten schickte er gerade hier heim. „Die Kopfsteuer ist Gesetz. Also bezahlt sie, bis dieses Gesetz durch etwas Neues und Besseres ersetzt ist. Aber gebt Gott, was Gottes ist! Sucht Gottes Ehre und Herrlichkeit, trachtet nach seinem Reich und seiner Gerechtigkeit!“ So hat Jesus zu seinen Gegnern gesprochen. Und das Schwergewicht seines Wortes ist dort, wo er von Gott spricht. Und wir verstehen sein Wort nur soweit als auch für uns das Schwergewicht bei dem Gott ist, der Staaten und Reiche durcheinander werfen kann wie wir die Regel im Regelspiel durcheinander werfen,

der aber nie spielt, wenn er solches tut, und dem es nie ums Zerstören zu tun ist, wenn er auch um unserer Herzenshärtigkeit willen zerstören muß, sondern der uns sucht mit brennender Liebe und lebendigem Erbarmen, damit wir an seinem Wort und Willen genesen. E. B.

Jugendherbergen.

„Das Wandern ist des Müllers Lust . . .“

Fuhr zu Urgroßvaters Zeiten die Frühlingsluft den Handwerksgefallen in die Beine, daß sie es in der dumpfen Bude nicht mehr aushielten und den Ranzen schnüren mußten, so ist es heute die ganze männliche und weibliche Jugend von der Schulbank, die vom Wandertrieb gepackt wird, kaum sind die letzten Proben geschrieben und die Zeugnisbüchlein glücklich in der väterlichen Schublade versorgt. O goldene Ferienfreiheit! Auf allen Bahnhöfen zappelt es, und auf allen Bergpfaden klopft der Wandersteden und knirscht der Nagelschuh. Blonde, braune, schwarze Schöpfe flattern im Wind, abenteuerdurstige Köpfe mit lachenden Mündern und leuchtenden Augen streben auf geraden Hälften der wunderverheißenden Weite zu; kaum vermögen der hochgepackte Budel und die Beine darunter zu folgen. Glückselige Jugend, die wandern mag und wandern kann! Glücklich das Volk, dem eine wandernde Jugend jahraus, jahrein einen Honigschatz schöner Natureindrücke nach Hause bringt, aus dem es seinen Idealismus speisen kann.

Bei der deutschen Jugend hat die Wanderbewegung zuerst angefangen. Das war vor dem Kriege. Damals schon waren die Landstraßen gefüllt mit aufsteigenden Burtschen und Mädels. Es war die Reaktion auf die überspannte deutsche Schulfuchserie, es war die Flucht der Jugend aus der Stadtkultur, ihr inbrünstiges Sichwerfen an die Brust der Mutter Natur.

Die besorgten Eltern und die verantwortungsbewußten Lehrer sahen den davonstürmenden Jungen nicht ohne Bedenken nach. Wo werden sie übernachten? Wie werden sie sich mit Sturm und Regen abfinden? Wer leitet ihre Unterhaltung am abendlichen Herdfeuer, daß sie sich nicht in Langweile und Jugendtorheit verirrt?

Die wandernde Jugend bedurfte der Herbergen und der Heime, wo sie billige und zweckdienliche Unterkunft finden konnte. Unterkunft und Verpflegung nicht bloß für die Nacht, sondern auch für den Ruhetag und für den Regentag, durch den die Wanderung unterbrochen wurde. Das Bedürfnis schuf die Jugendherbergen und Ferienheime.

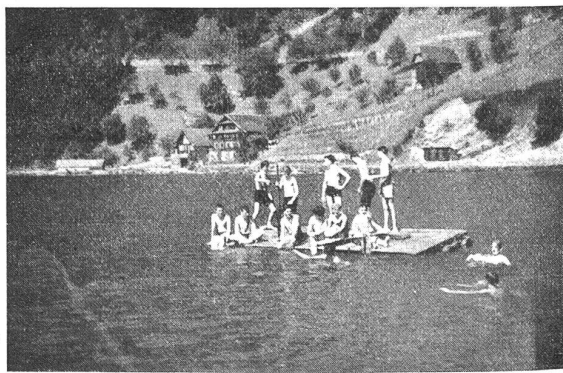


Die Jugendherberge in Beinwil am See.

Studenten- und Schülerherbergen waren es zuerst. Doch dienten diese nur besseren Kreisen. Die erste Jugendherberge für Volksschüler entstand in Deutschland im Jahre 1910;

der Führer einer wandernden Jungenschar, Lehrer Richard Schirmann, schuf die ersten Jugendherbergen in Altena in Westfalen, Radevormwald im Rheinland und in Herscheid in Westfalen. Unter Schirmanns Führung breitete sich die Jugendherberge-Bewegung über ganz Deutschland aus. Vor Kriegsausbruch zählte man schon 200 Jugendherbergen. Dann kam die Bewegung zum Stillstand, bis sie nach der Inflation von neuem auflebte und rasch glänzend sich entwickelte. Bis zum Jahre 1929 war die stattliche Zahl von 2177 Jugendherbergen erreicht, darunter 308 Eigenheime. Der „Reichsverband für deutsche Jugendherbergen“ zählte über 100,000 Mitglieder. Ein dichtes Netz von Herbergen erstreckt sich heute über ganz Deutschland, so daß die deutsche Jugend nach jeder Tageswanderung in einem extra für sie geschaffenen Heim einkehren und rasten kann. Wie herrlich ist dies für die Großstadtkinder, wie lernt da der junge Deutsche seine Heimat kennen und lieben! Viele solcher Heime sind extra für die Wanderzwecke erbaut und gehören dem Reichsverband. In Berlin wurden zwei große Obergänge als Herbergen eingerichtet, in Cuxhaven wurde ein altes Feuerschiff zu diesem Zwecke umgebaut. Nebenräume von Turnhallen, Badanstalten, Schulen, Hospizen, Klöstern, Forsthäusern, Burgen und alte Stadttore fanden zu Herbergen Verwendung; aber bald erkundeten auch Neubauten, z. T. so stattliche, daß sie Hunderte jugendlicher Gäste auf einmal beherbergen konnten. So hat die neue Jugendherberge „Rübezahl“ in Niederschlesien 234 Lager und ist ein gewaltiger dreistöckiger Bau mit allem Komfort, und die Kölner Herberge, eine ehemalige Kaserne, verfügt gar über 540 Betten, weiß ladiert mit Zugfederböden, Alpengrasmatraxen und zwei schweren Wolldecken. Gut ausgebaute, z. T. neue Jugendherbergen in ausreichender Zahl besitzen die Skigebiete im Harz, Riesengebirge und Thüringerwald. Aber auch die Nordsee- und Ostseeküsten, die Großstädte Berlin, München, Frankfurt a. M. u. sind wohl versehen mit Weekend- und Wanderheimen für die Jugend.

Wir Schweizer sind mit der Jugendhergebewegung erst am Anfang. Doch ist es schon ein verheißungsvoller und beachtlicher Anfang. Die wandernde Schweizerjugend behält sich noch bis 1924 und tut es zum großen Teil heute noch mit Heubühnen in Bauernhäusern und in Sennhütten. Städtische Ferien-Wandergruppen quartieren sich in Schulhäusern und Gasthäusern oder Militärbaracken ein, Pfadfinder errichteten ihre Ferienlager im Zelt unter freiem Himmel und halten es heute noch so. Für die Masse der jugendlichen Wanderer, die keinen Anschluß fanden oder denen dieser Anschluß zu teuer war, wurden in jenem Jahre 1924 von einer kleinen aber rührigen Genossenschaft — die Zür-



Die Jugendherberge Rotschuo (Vierwaldstättersee).

cher Genossenschaft für Jugendherbergen — unter Führung von Ernst Schuler und E. Zuder die 12 ersten Jugendherbergen eingerichtet. Die meisten waren recht primitive